

## Studienkreis Meister Eckhart, 5.12.2011

Predigt 31 (Quint, S. 299 ff.)

Von Pfarrer Johannes Taig

Eckhart legt seiner Predigt die Stelle Johannes 15/16 und die umliegenden Verse zugrunde:

9 Wie mich mein Vater liebt, so liebe ich euch auch. Bleibt in meiner Liebe!

10 Wenn ihr meine Gebote haltet, so bleibt ihr in meiner Liebe, wie ich meines Vaters Gebote halte und bleibe in seiner Liebe.

11 Das sage ich euch, damit meine Freude in euch bleibe und eure Freude vollkommen werde.

12 Das ist mein Gebot, dass ihr euch untereinander liebt, wie ich euch liebe.

13 Niemand hat größere Liebe als die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde.

14 Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch gebiete.

15 Ich sage hinfort nicht, dass ihr Knechte seid; denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Euch aber habe ich gesagt, dass ihr Freunde seid; denn alles, was ich von meinem Vater gehört habe, habe ich euch kundgetan.

16 Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und bestimmt, dass ihr hingehet und Frucht bringt und eure Frucht bleibt ...

... denn, so Eckhart, es ist gar beglückend, wenn etwas Frucht bringt und dem Menschen die Frucht bleibt. Dem bleibt die Frucht, der da bleibt in der Liebe.

Eckhart entfaltet im zweiten Absatz der Predigt zunächst seine theologische Sicht auf das Wesen der Gebote. Sie entspringen dem Wesen Gottes zu dessen Erstbestimmungen auch die Liebe zählt. Wer nun „wohnt in der Güte seiner Natur“ für den sind Gottes Gebote sozusagen selbstverständlich.

„Liebe hat kein Warum.“ Sie verfolgt keine Absichten und Zwecke. Der berühmte Satz: „Wenn du mich liebst, dann tue mir bitte dies oder das, oder dies oder das nicht“, gehört nicht zu wahrer Liebe. „Ich soll meinen Freund lieben um all dessen willen, was er in sich selbst ist.“ Gott kann man daher auch nur um seiner selbst willen lieben. Glauben ist daher nicht die Steigerung des eigenen Selbst, sondern Freude an Gott.

So bleibt auch der archimedische Punkt aller Tugenden und daher der Ethik Gott selbst. Gott befruchtet alle Tugenden und ist eine Frucht der Tugenden und diese Frucht bleibt dem Menschen. Die Frucht ist also nicht Ziel oder das Ergebnis der Anstrengungen der Tugend oder des tugendhaften Menschen, sondern hat ihren Anfang und ihr Wesen in Gott selbst. Er bleibt Quelle und Ziel aller Tugenden, die nach Eckhart von Gott geschenkt sind, wie der Weinberg oder der Acker, den ein Mann seinem Knecht schenkt. Die Frucht der Tugend wird erwirtschaftet im Weingarten, der in Gott selbst ist und ruht, und um den sich der Mensch weder kümmern, noch an dem er in irgendeiner Weise hängen, bzw. an den er sich nicht

klammern muss. Die Ethik Eckharts hat daher etwas völlig Unbeschwertes und das ist ja auch Programm: Der Mensch soll ja auch als der Tugendhafte lernen, alle Dinge und sich selbst zu lassen.

Zwar wird in der Bibel dem, der sein Leben hingibt, Lohn versprochen, – Eckhart zitiert hier Matthäus 19/29 – dieser Lohn kann aber nur Folge und nicht Ziel oder Absicht der Hingabe sein: „ja, gibst du hin um tausendfältigen Lohn, so hast du nichts hingeben.“ Es ging dir ja bloß um dich selbst! Freilich stehen solche Berichte, wie Eckhart sie im Folgenden über einen großzügigen Spender gibt, auch noch heute fett in der Zeitung. Es wäre doch einmal interessant auf einen solchen Bericht einen Leserbrief im Namen Meister Eckharts zu schreiben: „Es ist eine Blindheit und eine Torheit, solange du irgendwie auf das schaust, was du gelassen hast.“ Und die Welt, die darauf schaut, ist in der gleichen Torheit gefangen. Der Beifall dürfte sich in Grenzen halten.

„Der Mensch, der sich gelassen hat, der ist so lauter, dass die Welt ihn nicht leiden mag.“ Eckhart treibt hier wieder seine Theologie auf die Spitze. Der Unterschied zwischen dem Gläubigen und dem Ungläubigen liegt nicht darin, dass der eine Gott dient und der andere nicht, sondern dass der Gläubige mit Gott eins wird und der Ungläubige – ob er will oder nicht – weiter dient. Der Gläubige wird in Gott frei und der Ungläubige bleibt ein Knecht – ob er nun der Wahrheit dient oder der ganzen Welt und allen Kreaturen und der Sünde.

Auf Seite 301 entfaltet Eckhart diese Theologie ab Z. 6 weiter: Als Mensch hat er Vieles mit den anderen Menschen und mit der Kreatur gemein. „Aber das ich *bin*, das gehört keinem Menschen zu als mir allein, keinem Menschen noch Engel noch Gott, außer, soweit (insofern) ich eins mit ihm bin; es ist eine Lauterkeit und eine Einheit.“ (Z. 9ff.) Die Natur als Natur betrachtet hat das Ziel der Selbsterhaltung. Der Mann zeugt den Sohn.

Jetzt aber kommt Gott ins Spiel: „Nur, wo die Natur abgelenkt oder gehindert wird, so dass sie nicht volle Kraft in ihrem Wirken hat, da entsteht ein weibliches Wesen. Wo aber die Natur von ihrem Werke ablässt, da hebt Gott zu wirken und zu schaffen an; denn wären nicht Frauen, so wären auch keine Männer.“ (Z. 20ff.)

Schon hier bietet sich reichlich Stoff für weitere Diskussionen. Aber es wird noch besser: Wird das Kind im Mutterleib empfangen, so wird seine Form und Gestalt von der Natur bestimmt. „Am vierzigsten Tag aber erschafft Gott die Seele, viel schneller als in einem Augenblick, auf dass die Seele für den Leib Form und Leben wird. Nun ist dies ein Werk der Natur und eine Schöpfung Gottes.“ Die Geschichte des Menschen hin zu Gott beginnt. Ein interessanter Aspekt (analog zur jüdischen Theologie) in der modernen Diskussion, wann menschliches Leben beginnt.

Im vorletzten Abschnitt ist Eckhart dann endgültig wieder beim Bürglein, beim Fünkeln, beim letzten Gehöft Gottes in der menschlichen Seele angekommen. Es ist eine weitere Stufe zur geschaffenen Seele. „Es ist göttlicher Art verwandt, es ist in

sich selbst eins, es hat mit nichts etwas gemein.“ Hier wird Eckhart wieder beredt sprachlos, weil das, was er beschreiben will, keinen Namen hat und letztlich unerkannt bleiben muss. „Hierüber kommen manche Pfaffen zum Hinken“ – und nicht nur die! Über dass, worüber man nicht reden kann, müsste man eigentlich schweigen. Dem, was Eckhart beschreibt, steht eigentlich alles (!), was wir sind, im Weg. Daher der Gedanke: „Könntest du dich selbst vernichten nur für einen Augenblick, ja ich sage, so wäre dir alles das eigen, was es in sich selbst ist.“ (S. 302, Z. 8ff.)

Nur käme ich dann wohl kaum mehr zurück, um zu sagen, was ich gesehen hätte. Hier muss der Konjunktiv stehen bleiben! Denn so ganz entfliehen wir uns in diesem Leben wohl nie. Und so bleibt wohl all unser Reden von Gott auch ein Reden des Mundes, der offenbar nicht weiß, was Farbe ist und ein Reden der Augen, die offenbar nicht wissen, was Geschmack ist.

Steckt ein wenig Ironie in dem Satz den Eckhart nun schreibt? „Nun äußert sich Plato, der große Pfaffe, hebt an und will reden von großen Dingen.“ Wenn man denn von Dingen reden kann, die so jenseitig sind, wie Eckehart das im Folgenden mit seinen eigenen Worten beschreibt! Lassen wir den Ort namenlos. Von dort „treibt Gott, der ewige Vater, die Fülle und den Abgrund seiner ganzen Gottheit hervor. Dieses alles gebiert er hier in seinem eingeborenen Sohn und bewirkt, dass wir derselbe Sohn seien.“ (Z. 20ff.)

„Dabei bleibt Gott immer das Eine, das in sich selber quillt.“ Das Wort „Ich“ gehört deshalb ganz Gott. Wir kommen in der Mehrzahl vor. Die Worte „Ich“ und „Ihr“, deuten auf die Einheit hin. Dort liegt der Grund und das Ziel unseres Daseins.